

64. Filmfestival von Locarno

Walter Gasperi berichtet für den FKC

Festivaldirektor Olivier Père sorgte mit einem klugen Mix in seinem zweiten Amtsjahr dafür, dass das Tessiner Filmfestival einerseits auf größeres Medieninteresse stieß, andererseits auch dem Publikum viel bot. Mit Stars wie Daniel Craig, Harrison, Bruno Ganz, Isabelle Huppert, Gérard Depardieu und Claudia Cardinale brachte Père Glamour an den Lago Maggiore und heizte die Berichterstattung an, beim in den letzten Jahren schwächelnde Piazza-Programm gab es zwar weniger Weltpremieren, dafür bessere Filme zu sehen. Experimentierfreudig, wenn auch nicht immer wirklich überzeugend präsentierte sich der Wettbewerb um den Goldenen Leoparden und klassisches Hollywood-Kino pur konnte man schließlich bei der großen Vincente-Minnelli-Retrospektive genießen.

Piazza Grande:

Le Havre: Fünf Jahre nach „Lichter der Vorstadt“ meldet sich Aki Kaurismäki – und es ist wieder ein unverwechselbares Werk des Finnen und doch auch etwas ganz Neues geworden. Im Zentrum steht ein Schuhputzer, der einen afrikanischen Flüchtlingsjungen aufnimmt und sich bemüht das Geld für die Flucht über den Kanal zu seiner in London lebenden Mutter aufzutreiben.



Wie die anderen Filme Kaurismäkis spielt auch „Le Havre“ unter Underdogs, nicht mehr so sehr um Arbeitslosigkeit geht es nun aber, als vielmehr um die Not von Flüchtlingen. So prägnant und bewegend Kaurismäki aber auch die französische Asylpolitik schildert, so märchenhaft ist dieser Film in seinem Glauben an die Solidarität der Bewohner des heruntergekommenen Arbeiterviertels.

Jeder Farbtupfer ist mit Bedacht gesetzt, jeder Schnitt wohlüberlegt. Liebevoll ist der Blick auf die Menschen, selbst der von Jean-Pierre Darroussin gespielte Kommissar schlägt sich auf die Seite der Schwachen, nur Jean-Pierre Leaud spielt einen fiesen Denunzianten. – Noch nie war Kaurismäkis Glaube an das Gute im Menschen größer, noch keiner seiner Filme so zart und optimistisch und nebenbei ist das natürlich auch eine wunderbare Hommage an Vittorio de Sicas „Schuhputzer“ und Chaplins „The Kid“..

Drive: Fünf Minuten gibt der namenlos bleibende junge Mann seinen Kunden Zeit ihren Überfall durchzuziehen – dann startet er seinen Wagen, fährt mit oder ohne Gangster ab, bringt sie zum vereinbarten Ort, wo er den Wagen parkiert und geht. Nebenbei ist der von Ryan Gosling gespielte wortkarge Mann Fluchtwagenfahrer und Stuntdouble bei Filmen, im Hauptjob ist er Mechaniker in einer Autowerkstatt. Fürsorglich kümmert er sich um das Kind der Nachbarin, in die er sich heimlich verliebt. Als ihr Mann aber aus dem Gefängnis entlassen wird, wird der Fahrer in einen Überfall hineingezogen, bei dem sein Kunde hineingelegt und auch er selbst zum Gejagten wird. Nicolas Winding Refn legt mit seinem in Cannes mit dem Regiepreis ausgezeichneten „Drive“ einen kühl stilisierten Actionfilm im Stile eines Michael Mann, Jean-Pierre Melville oder Walter Hills „Driver“ vor. Meisterhaft fängt die Kamera das nächtliche L.A. ein, so kontrolliert wie der Fahrer ist der Erzählstil, bis der Film dann doch wieder in spektakulären Fahrscenen oder brutalen Gewaltakten förmlich explodiert. – Meisterhaftes cooles Genrekino bietet „Drive“ und ist gleichzeitig eine ungemein stilvolle Studie der Einsamkeit und Melancholie.

Sport de filles: Stocksauer verlässt die etwa 30-jährige Gracieuse als ein Springreitpferd, das ihr versprochen wurde, verkauft wird. In der Nähe des väterlichen Bauernhofs fängt sie auf einem Hof, auf dem Dessurpferde trainiert werden als Stallmädchen an, will aber auch selbst reiten und gewinnt schließlich aber den einstigen Spitzenreiter Franz Mann (Bruno Ganz) für sich, der die letzten Jahre am Hof als Trainer von der Besitzerin und ihrer Tochter herumkommandiert wird.

Wenn sich eine 30-jährige Protagonistin, wie ein pubertierender Teenager verhält, wenn dazu noch drei unsympathische Frauen auftreten und sich die Regisseurin Patricia Mazuy nie entscheiden kann, ob sie den Film als Komödie oder Drama anlegen will, steht auch Bruno Ganz auf verlorenem Posten. Mit Ironie wäre da ja vielleicht noch etwas zu machen gewesen, doch die sucht man vergeblich in diesem völlig missglückten Film, in dem auch John Cales aufdonnernde Rockmusik zu undramatischen Szenen höchst deplatziert, ja geradezu irr, wirkt.

Headhunters: Im Voice-Over stellt sich in dieser Verfilmung eines Romans des Norwegers Jo Nesbo der Protagonist vor und entpuppt sich sogleich als ziemliches Arschloch: Schickes Haus, tolle Frau hat der Headhunter zwar, leidet aber wegen seiner Größe von 1,68 m an einem Minderwertigkeitskomplex. Außerdem lebt er weit über seine materiellen Verhältnisse. Seinen exklusiven Lebensstil finanziert er mit dem Raub von Kunstwerken, kommt dabei aber bald an einen übermächtigen Gegner – und der Jäger wird zum Gejagten. Was als ernster Krimi beginnt, entwickelt sich zunehmend zur bitterbösen, knochentrocken und rasant erzählten Satire. – Ein kalter Blick auf die heutige Gesellschaft, der dank der rasanten Inszenierung, bei der die Wendungen bis ins Extrem getrieben werden – aber Satire darf und muss freilich immer übertreiben -, gute Unterhaltung garantiert, auch wenn Zwischentöne nicht geschadet hätten.

4 Tage im Mai: „Nach wahren Begebenheiten“ heißt es am Beginn und die Historizität der Ereignisse ist wohl auch der Grund, warum diese Episode vom Ende des zweiten Weltkriegs ausgegraben und auf Leinwand gebannt wurde. In sich geschlossen, aber auch sehr bieder – um nicht zu sagen verstaubt – erzählt Achim von Borries wie kampfmüde russische und deutsche Soldaten bei einem Waisenhaus an der deutschen Ostseeküste aufeinander treffen. Schon erklärt Nazi-Deutschland die bedingungslose Kapitulation und ein Ende ohne weiteres Blutvergießen scheint wahrscheinlich, als sich die Ereignisse dramatisch zuspitzen. Redlich bemühen sich die Schauspieler, doch zu wenig Platz wird ihnen gelassen, um wirklich mitreißende Charaktere zu gestalten und die Regie verabsäumt es dem Film mit einer zündenden Inszenierung Power zu verleihen. So bleibt es bei der braven, von einer penetranten Musiksauce unterlegten Geschichtslektion, die weder inhaltlich noch über ihre Form mitreißt.

Saya Zamurai: Nach dem Tod seiner Frau hat ein Samurai das Kämpfen aufgegeben. Nur Spott bringt ihm das von seiner kleinen Tochter ein, die ihrem Vater nach der Verhaftung

durch den Clanfürsten ins Gefängnis folgt. Hier wird der Samurai vor ein Ultimatum gestellt: Sollte es ihm binnen 30 Tagen gelingen den traurigen Sohn des Clanfürsten zum Lachen zu bringen, wird er freigelassen – ansonsten muss er Selbstmord begehen. So entwickelt sich eine Nummernrevue, bei der der Samurai Tag für Tag mit neuem Gag den kleinen Prinzen aufzuheitern versucht. Der Bogen spannt sich von einfacher Clownerie über Rodeoritt auf einem Holzpferd bis zur menschlichen Kanonenkugel. Mal sind die Einfälle ganz witzig, dann wieder ziemlich bescheuert, doch insgesamt muss man sich doch fragen, was so ein Film im Rahmen eines großen Filmfestivals zu suchen hat.

Wettbewerb

Beirut Hotel: Zoha ist Sängerin in einer Bar in Beirut, am Tresen lernt sie den Franzosen Matthieu kennen, der hier angeblich im Auftrag einer französischen Telekom-Firma verweilt, aber bald weiter nach Syrien muss, um dort einen Vertrag abzuschließen. Zwischen Zoha, die sich von ihrem Mann trennen will, und Mathieu entwickelt sich eine Beziehung. Doch während Zoha ihr eifersüchtiger Mann nachstellt, wird Mathieu von einem Libanesen, der ihm vor drei Jahren geholfen hat, um Hilfe gebeten hat und bald auch von einem der konkurrierenden Geheimdienste verfolgt.

Dicht fängt Danielle Arbid die Atmosphäre Beiruts ein und evoziert über die Bild- und Tonebene eindringlich ein Klima der Unsicherheit. Allein die erzählte Story mit den unterschiedlichen Verfolgern, bei denen schließlich auch der Zuschauer nicht mehr weiß, was hier eigentlich gespielt wird, sorgt mehr für Verwirrung als für Spannung.

Les chants des Mandrin: In der Mitte des 18. Jahrhunderts bemühen sich Schmuggler ein Händler sowie ein Marquis nach der Hinrichtung des Räuberhauptmanns und Volkshelden Louis Mandrin dessen Schriften zu veröffentlichen, müssen sich dabei aber gegen die Staatsgewalt wehren.

Rabah Ameur-Zaimeche inszeniert seinen historischen Spielfilm bedächtig als Modell über die Entstehung eines Volksaufstands. Viel Zeit lässt er sich für die Schilderung der Buchproduktion, nimmt dagegen – wohl auch aus finanziellen Gründen – Pomp und Schlachtenszenen völlig zurück. Durchaus interessant im Ansatz lässt der Film in seiner trocken akademischen Art den Zuschauer aber ziemlich kalt, macht ihn bewusst zum distanzierten Zuschauer statt ihn in die Handlung emotional zu involvieren.

Dernière Séance: Der gut 30-jährige Sylvain führt ein Doppelleben. Auf der einen Seite ist er Vorführer und Kartenabreisser in einem Kino, dessen Schließung unmittelbar bevorsteht, auf der anderen bringt er nachts auf den Straßen Frauen um, deren Ohr er in einer Kammer neben Fotos von weiblichen Filmstars anheftet. Wie im Kino nicht anders zu erwarten liegen die Motive für diese Morde in einer traumatischen Mutter-Kind-Beziehung. Nicht nur die Hauptfigur, sondern auch Laruent Achards Film muss man als krank bezeichnen. Über einen Verschnitt von „Psycho“, „Peeping Tom“ und David Lynchs „Blue Velvet“ kommt „Dernière Séance“ nie hinaus, funktioniert weder als Hommage ans Kino noch als Reflexion über Film und Leben und lässt den Zuschauer leider nicht verstört, sondern nur verärgert zurück.

Sette opere di misericordia: Eine junge illegal in Italien lebende Moldawierin, die in einer Barackensiedlung lebt, versucht aus dem tristen Leben auszubrechen, indem sie sich eine neue Identität verschafft. Zufällig trifft sie dabei auf den alten und kranken Schrotthändler Antonio.

In kalte verwaschene Winterfarben getaucht erzählen die Zwillinge Gianluca und Massimiliano De Serio fast wortlos und nur mit On-Screen-Musik realistisch und ohne Schnörkel und Mätzchen die Geschichte dieser zwei gesellschaftlichen Randfiguren. Im tristen Milieu und realistischem Gestus lässt „Sette opere di misericordia“ an die Brüder Dardenne denken, doch nie erreicht „Sette opere di misericordia“ die Durchschlagskraft der Filme der Belgier. Bei aller formalen Konsequenz wirkt die Zurücknahme des Dialogs letztlich zu bemüht, werden viele Szenen zu betont ins Bild gerückt, während andererseits die Wortkargheit und elliptische Erzählweise das Verständnis doch erschwert.

Un amour de jeunesse: An ihren starken zweiten Spielfilm „Le père des mes enfants“ kann Mia Hansen-Love mit diesem Film leider nicht anschließen. Mag der Blick auf die sich liebenden Teenager Camille und Sullivan am Beginn auch noch so zärtlich sein und das lichtdurchflutete Ardeche-Tal noch so schön ins Bild gerückt werden, so erweist sich die Inszenierung der Geschichte einer lebenslangen Liebe doch als zu flach und zu wenig reflektiert. Wie ein Kaugummi gedehnt zieht sich die Handlung dahin, wenn sich das jugendliche Paar aufgrund eines Auslandsaufenthalts Sullivans getrennt wird, um sich dann zehn Jahre später wieder zu begegnen und doch nicht zu dauerhaftem Glück finden kann. Kaum Emotionen kann Hansen-Love wecken, zerredet werden die Gefühle und völlig beliebig ist auch das Ende, mit dem insinuiert wird, dass das Leben eben stets im Fluss ist.

Semaine de la critique

Not in my Backyard: Ausgehend vom Strafvollzug gegen Sexualstraftäter in Florida, bei dem nicht Resozialisierung, sondern Ausgrenzung aus der Gesellschaft das Ziel ist, porträtiert Matthias Bittner zwei Betroffene und ihren Alltag. Da es ihnen verboten ist in der Nähe von Orten zu wohnen, an denen sich Kinder aufhalten, können sie kaum eine Wohnung bekommen und leben vielfach unter Brücken oder auf Parkplätzen. Auch einen Job bekommen diese Straftäter kaum mehr.

So bedenklich diese staatliche Methode sein mag, so zwiespältig ist der Film, indem er ohne jeden Kommentar ganz aus der Perspektive der Sexualstraftäter erzählt und somit Täter zu reinen Opfern macht. Andererseits macht freilich diese provozierende Darstellung „Not in my Backyard“ gerade interessant und regt zu Diskussionen an.

Calvet: Der Brite Dominic Allan zeichnet die unglaubliche Lebensgeschichte von Jean Marc Calvet nach, der zunächst in die Unterwelt abglitt, dann Polizist wurde, schließlich das Geld eines Gangsters stahl, vor dem er nach Costa Rica floh, in die Drogensucht abstürzte, ehe er sich durch die Malerei wieder fing und zu einem anerkannten Künstler aufstieg. Treibende Musik stimmt schon am Beginn auf die dynamisch-energiegeladenen 90 Minuten ein. Nur Calvet kommt zu Wort, der mit seiner Präsenz und seiner schier atemlosen, kaum einmal zur Ruhe kommenden Erzählweise mitreißt. Ein begnadeter Selbstdarsteller ist dieser Franzose freilich auch, hat aber auch den Mut schonungslos offen von seinem Leben zu erzählen. Ein ungemein kraftvoller Dokumentarfilm, der auch bewegend von der Wandlung eines Menschen erzählt.

Die Evolution der Gewalt: Der Österreicher Fritz Ofner erkundet die ungeheure Gewaltbereitschaft in Guatemala und versucht Gründe dafür aufzudecken. In der Ursachenanalyse, die der Regisseur in der langen Kurve der Gewalt, beginnend mit der Unterbindung demokratischer Prozesse in den 50er Jahren durch US-Konzerne über US-Interventionen in den 80er Jahren und Bürgerkrieg, sieht, bleibt „Die Evolution der Gewalt“ bruchstückhaft und an der Oberfläche, erschüttert aber in der Schilderung der heutigen Verhältnisse. Unerbittlich blickt Ofner an Tatorten hin, zeigt die Erschütterung der Angehörigen, aber auch die Gelassenheit Außenstehender, für die Morde und Vergewaltigungen längst zum Alltag gehören gehören.

Gangsterläufer: Christian Stahl ist mit dem libanesischen Migranten Yehya in Berlin-Neukölln aufgewachsen, wurde quasi zum Mitglied der Familie und hat hautnah erlebt wie Yehya zum Kriminellen wurde. Sechs Jahre lang hat Stahl Yehya ab seinem 15. Lebensjahr mit der Kamera begleitet, zeichnet hautnah ein Porträt und liefert eine Innensicht, bei der es der Selbstdarsteller Yehya freilich auch versteht sich richtig ins Bild zu rücken. Etwas viel packt Stahl hinein, wenn er auch noch die Konflikte im Libanon, die der Auslöser für die Migration von Yehyas Familie waren, anreißt, in seiner Fokussierung auf den jungen Straftäter ist das aber ein ebenso ungewöhnlicher und interessanter wie teilweise auch zwiespältiger Film.

Cineastes du present

Solnetchniye dni – Sunny Days: 2003 war Nariman Turebayev mit „Kleine Leute“ („Malen´kie ljudi“) schon im Wettbewerb von Locarno. Wie dieses Debüt zeichnet auch den neuen Film des Kasachen eine lakonische Erzählweise und stoisches Spiel der Protagonisten aus, die an die Filme Aki Kaurismäkis und Jim Jarmusch erinnern. Im Mittelpunkt steht ein namenloser junger Mann, der im Laufe von fünf Tage nicht nur Freundin und seine Papiere verliert, sondern wegen Zahlungsunfähigkeit auch delogiert zu werden droht.

Knochentrocken folgt Turebayev in statischen Einstellungen und ohne Filmmusik dem Weg dieses Mannes durch diese fünf Tage. Die schleppende Erzählweise passt kongenial zur Antriebslosigkeit und Lethargie des Protagonisten, doch leider mangelt es dem Film an Prägnanz und Pfiff.

Without: Die 19-jährige Joslyn soll während des Urlaubs der Angehörigen den im Rollstuhl dahin vegetierender Frank pflegen. Kaum einen Kontakt zur Außenwelt hat sie, da es im abgelegenen Haus auf einer Insel vor dem Bundesstaat Washington weder Handy-Empfang noch Internet gibt. Unterbrochen wird die Einsamkeit nur durch wenige Fahrten zu einer Apotheke und einem Drive-In, bei dem sie sich mit der Bedienung unterhält. Mark Jackson konzentriert sich ganz auf die von Joslyn Jensen gespielte Protagonistin, lässt in der Ereignislosigkeit, im Stillstand und der Leere eindringlich ihre Einsamkeit und ihren Schmerz hervortreten, mutet dem Zuschauer mit dem Verzicht auf äußere Handlung aber auch einiges zu.

Preise

Internationaler Wettbewerb

Goldener Leopard

ABRIR PUERTAS Y VENTANAS (Back to Stay) von Milagros Mumenthaler, Argentinien/Schweiz

Goldener Leopard - Spezialpreis der Jury

Shinji Aoyama für den Film TOKYO KOEN und sein bemerkenswertes Filmschaffen

Spezialpreis der Jury

HASHOTER (Policeman) von Nadav Lapid, Israel

Leopard für die beste Regie

Adrian Sitaru für DIN DRAGOSTE CU CELE MAI BUNE INTENTII (Best Intentions), Rumänien/Ungarn

Leopard für die beste Darstellerin)

María Canale für den Film ABRIR PUERTAS Y VENTANAS (Back to Stay) von Milagros Mumenthaler, Argentinien/Schweiz

Leopard für den besten Darsteller

Bogdan Dumitrache für den Film DIN DRAGOSTE CU CELE MAI BUNE INTENTII (Best Intentions) von Adrian Sitaru, Rumänien/Ungarn

Besondere Erwähnung

UN AMOUR DE JEUNESSE (Goodbye First Love) von Mia Hansen-Løve, Frankreich/Deutschland

Wettbewerb – Cineasten der Gegenwart

Goldener Leopard für die Cineasten der Gegenwart - Premio George Foundation

L'ESTATE DI GIACOMO von Alessandro Comodin, Italien/Frankreich/Belgien

Spezialpreis der Jury für die Cineasten der Gegenwart
EL ESTUDIANTE (The Student) von Santiago Mitre, Argentinien

Besondere Erwähnung:
É NA TERRA NÃO É NA LUA (It's the Earth Not the Moon) von Gonçalo Tocha, Portugal

Bestes Erstlingswerk
NANA von Valérie Massadian, Frankreich

Leoparden von morgen

Internationaler Wettbewerb

Kleiner Goldener Leopard für den besten internationalen Kurzfilm
RAUSCHGIFT (Addicted) von Peter Baranowski, Deutschland
Kleiner Silberner Leopard LES ENFANTS DE LA NUIT von Caroline Deruas, Frankreich

Besondere Erwähnung:
MENS SANA IN CORPORE SANO von Juliano Dornelles, Brasilien

Locarno-Kurzfilminominierung für die European Film Awards - Pianifica-Preis
OPOWIESCI Z CHLODNI (Frozen Stories) von Grzegorz Jaroszuk, Polen

Film-und-Video-Untertitelungs-Preis
LIBERDADE von Gabriel Abrantes und Benjamin Crotty, Portugal

Nationaler Wettbewerb (CH)

Kleiner Goldener Leopard für den besten Schweizer Kurzfilm
L'AMBASSADEUR & MOI (The Ambassador & me) von Jan Czarlewski

Kleiner Silberner Leopard
LE TOMBEAU DES FILLES (The Girls' Grave) von Carmen Jaquier

Action Light-Preis für das beste Schweizer Nachwuchstalent
À QUOI TU JOUES (Another Game) von Jean Guillaume Sonnier

Publikumspreis UBS

MONSIEUR LAZHAR von Philippe Falardeau, Kanada

Variety Piazza Grande Award

MONSIEUR LAZHAR von Philippe Falardeau, Kanada
Preisträger